Der Westen

Mitteilungsblatt der Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

ISSN 0179-6100 E21949 Heft 1/2 2013 60. Jahrgang www.gesellschaft-elsass-und-lothringen.de

Die Moselanlagen von Diedenhofen in Lothringen (historische Fotografie)

Inhalt

„Trauriger Ausklang einer schönen französischen Reform“ 2

Deutschunterricht wird im Elsaß verlangt 3

Ammeister Wolfgang Schütterlin 4

Lothar von Seebach 5

Hermann Burtes Rede 1940 in Straßburg 6

Die Kaysersberger Barbarossa-Sage 9

Eine Festschrift für einen Freund des Elsaß und Lothringens 10

Die Elsässische Weinstraße feiert ihr 60jähriges Jubiläum 12

Der Bauernkrieg im Elsaß 13

Der Dichter Raymond Buchert 14

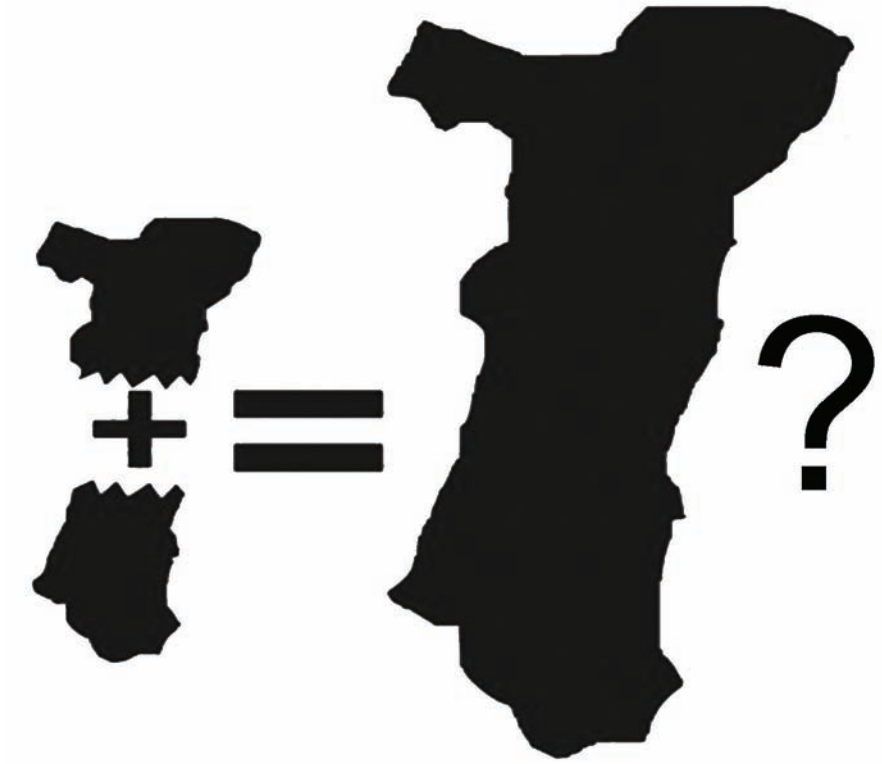
Das „vergessene Regiment“ und die Handschriften einer Klosterbibliothek 15

Impressum

Hinüber und herüber 16

„Trauriger Ausklang einer schönen französischen Reform“

So betitelte Robert Hertzog, französischer Rechtsexperte beim Europarat und Professor, einige Gedanken zum Ausgang des Referendums, das am 7. April 2013 im Elsaß stattfand.
Wie konnte es zu diesem traurigen Ergebnis kommen?
Warum ist dem Elsaß, obwohl die Ja-Stimmen 57,65 % gegen 42,35 % an Nein-Stimmen betragen hatten, das Recht, die Fusion der Departements durchzuführen, nicht zugesprochen worden? Das liegt nun in erster Linie am Gesetz (vom 16. Dezember 2010), gemäß dem dieses Referendum durchgeführt worden ist. Das Gesetz stellte zwei Bedingungen auf, die erfüllt werden mußten, wenn durch das Referendum die Fusion bewirkt werden sollte. Die erste Bedingung lautete: In jedem der beiden abstimmenden Departements müsse die Zahl der Ja-Stimmen die Zahl der Nein-Stimmen übertreffen. Leider übertraf im Oberelsaß (Haut-Rhin) der Anteil der Nein-Stimmen (55,74 %) den Anteil der Ja-Stimmen (44,26%). Allein dies hätte genügt, das Scheitern des Reformversuchs zu bewirken.
Die zweite Bedingung lautete, daß, falls die Anzahl der Ja-Stimmen in beiden Departements die der Nein-Stimmen übersteige, die Zahl der abgegebenen Ja-Stimmen in jedem der beiden Departements mindestens 25 % der eingeschriebenen Wähler darstellen müsse. Das war im Unterelsaß (Bas-Rhin) nicht der Fall, wo die mit Ja stimmenden Wähler nur 22,90 % der eingeschriebenen Wählerschaft darstellten. Warum das Gesetz so ausgetüftelt formuliert worden ist, daß es an sich schon ein beachtliches Hindernis darstellte, darüber mag sich jeder selbst seine Gedanken machen!



Enttäuschung und Zufriedenheit

Daß elsässischerseits nicht hinreichend auf Verständlichkeit und Klarheit des Vorhabens gedrungen worden ist, steht fest. Philippe Richert, Präsident der Region und Hauptträger des Vorhabens, hat das Ergebnis mit Stoizismus getragen: „Wir haben die Änderung sich anbahnen gespürt. Vor drei Wochen, nach Ihrer Befragung [der „Dernières Nouvelles d’Alsace], mit dem Umschlag der Stimmung auf nationaler Ebene, mit der Affäre Cahuzac und der Anhäufung verlogener Argumente zugunsten des „Nein“. Ein Beispiel: Es wurde von 3 000 Entlassungen von Funktionären gesprochen, wo doch jeder weiß, daß Funktionäre nicht entlassen werden können … Gilbert Meyer, UMP, Bürgermeister von Colmar, hat Flugblätter verteilen lassen, auf denen behauptet wurde, im neuen Regionalrat werde Straßburg alles an sich reißen.“ So war es in den „Dernières Nouvelles d’Alsace“ zu lesen.
In Wirklichkeit fürchtete H. Meyer, „seine“ Präfektur in Colmar zu verlieren, wie viele andere Abgeordneten um ihre Pöstchen und Pfründchen bangten. Bürgermeister Jo Spiegel von Kingersheim (PS) nimmt kein Blatt vor den Mund: „Ich bin enttäuscht, traurig. In meinen Augen ist nicht der Gedanke verworfen worden, sondern der allgemeine Kontext. Es bringt mich auf, wenn ich die Reaktion von Charles Buttner [Präsident des oberelsässischen Generalrats] höre, der innerlich jubiliert, er, der dazu aufgerufen hatte, mit „Ja“ zu stimmen, aber „Nein“ dachte. Ein solches Resultat wird sich gegen das Elsaß auswirken. Das Risiko, das eine Änderung bedeutete, war gewiß da; es mußten eben Leute da sein, die Angst verbreiteten, damit dieses Risiko nicht verantwortet werden müsse.“ So äußerte sich Spiegel im „Ami-Hebdo“ vom 14. April 2013.
Man könnte auf diese Weise noch vieles Erbauliche anführen. Doch der Zug ist verpaßt, und der nächste wird eine Weile auf sich warten lassen.

Chi va piano, va sano

Die Gruppe der Sozialisten und der Demokraten im Regionalrat stellte nach der Abstimmung fest, nicht zu Unrecht: „Es handelt sich vor allem um das Scheitern einer Methode. Die Überstürzung, mit der dieses Projekt vorangetrieben wurde, der Mangel an Zusammenarbeit mit der Gesamtheit der Gewählten, den Syndikaten und den Bürgern, die Streitpunkte zwischen Philippe Richert und Charles Buttner, die zu lange vorrangig waren, haben zum Scheitern dieses Referendums geführt. … Die Haltung des Bürgermeisters von Colmar war skandalös. Von seinem Posten und seiner politischen Laufbahn besessen, spielt Gilbert Meyer dauernd gegen seine Mannschaft und gegen die Zukunft. Er hat wiederum bewiesen, daß er

eine Bremse für die Zukunft ist.“ So verlautete der Präsident der Jungdemokraten, Florian Brunner, in den „Dernières Nouvelles d’Alsace“.
In aller Offenheit muß zugestanden werden, daß das Richert-Projekt zu unpräzis war, als daß sich der normale Wähler ein klares Bild hätte machen können von dem, was dieser künftige Regionsrat sein würde.
Weder die Anzahl der neuen Räte noch die genaue Zuständigkeit, noch die Budget-Anschläge waren festgelegt worden. Wenn ein Referendum stattfindet, will der Wähler doch wissen, worum es geht. Sonst bleibt er eben zuhause, was der Fall gewesen ist. Dennoch muß man dem Projekt zubilligen, daß es ein weiterer Schritt zur Dezentralisierung eines Staates gewesen wäre, der sich zur Zeit dieses Mikro-Ereignisses in einer Lage befindet, wie er sie seit Jahrzehnten nicht erlebt hat.
Und Philippe Richert, den das Scheitern seines Plans zwar getroffen, aber nicht entmutigt hat, unterstreicht recht treffend die Rolle des Staates bei diesem Nicht-Ereignis: „Die Fusion war 2015 nur mit einem Referendum von 2013 möglich. Nun ist mit den heutigen Bestimmungen vor 2021 nichts möglich.“ So äußerte er sich in den „Dernières Nouvelles d’Alsace“.
Robert Hertzog, den wir zu Beginn dieses Artikels zitiert haben, hat in den „Dernières Nouvelles d’Alsace“ noch entschiedener festgestellt: „Das Fusionsprojekt der Departements und der Region Elsaß war nicht durch die besondere Situation dieser Region bedingt, sondern weil die groben Mängel, die die gesamtfranzösische Territorialverwaltung behindern, verbessert werden müssen. … Wahrlich, welche Vergeudung! Doch hat der Herr gesprochen, und seine Entscheidung ist Gesetz. Man weiß allerdings, daß ein Gesetz nicht immer gerecht und nicht immer gut ist.“

Gabriel Andres

Deutschunterricht wird im Elsaß verlangt

Die Notwendigkeit geregelten Deutschunterrichts wird im Elsaß mit zunehmendem Nachdruck empfunden. Und wohl zum erstenmal in dieser kompromißlosen Klarheit hat sich ein Fachmann, Edgar Zeidler, Professor für deutsche Sprache am Lyzeum in Altkirch, diesbezüglich an seine Behörde gewandt. Entrüstet bemängelt er in seinen Schreiben das ungenügende Niveau der Kenntnisse der Schüler, das sie auf dem Arbeitsmarkt rettungslos benachteiligt.

Eine große Verantwortung

„Zwei Fakten haben mich zu dieser unnachgiebigen Haltung veranlaßt. Erstens die neueingeführte Beurteilung der Deutschkenntnisse beim Bac [Baccalauréat = Abitur]. In der mündlichen Prüfung antworten die Schüler auf die in Deutsch gestellten Fragen auf … Französisch. Eine Weltpremière! Zweitens weigert sich die Regierung weiterhin, die Staatsverfassung zu ändern, damit Frankreich endlich die europäische Charta der Regionalsprachen ratifizieren könne. Die Zentralverwaltung trifft eine schwerwiegende Verantwortung. Dadurch, daß sie sich weigerte, die Einstellung und Ausbildung von Professoren in den nicht-sprachlichen Fächern zu übernehmen, daß sie die Schaffung einer doppelten Lehrbefähigung (Capes) unterließ, war sie sich wohl bewußt, daß sie dem guten Gedeihen der Abibac-Klassen schade. Professoren zu finden, die Mathematik und Geschichte und Geographie beispielsweise in Deutsch unterrich-

ten können, ist äußerst schwer, wenn nicht ausgeschlossen, falls sie nicht dazu ausgebildet worden sind … Durch ihre zunächst repressive, dann intolerante, ja verachtende Politik gegenüber der elsässischen Sprache hat sie das Austrocknen des dialektophonen Nährbodens orchestriert und endlich eine Quelle der möglichen Rekrutierung von Professoren, die deutsch zu unterrichten fähig wären, völlig erschöpft.“ So Professor Zeidler, der folgendermaßen fortfährt: „Die Alternative wäre eine vollständige Neugestaltung der gegenwärtigen „Werkelei“, unwürdig einer großen Nation, der autoproklamierten Weltmeisterin in Sachen Menschenrechte und Minoritätenrechte! Ich schlage die Einrichtung eines Rekrutierungswettbewerbs authentischer Zweisprachigkeit vor, 50/50, eine zehnjährige Verpflichtung der Laureaten, einen finanziellen Ansporn für diese zusätzliche Arbeit und die zehnjährige Verpflichtung, die Einrichtung zweier Universitätsinstitute sprachlicher Ausbildung in Mülhausen und Straßburg mit neben den obligatorischen Wahlfächern dem Erlernen und Studium der elsässischen Sprache durch die vergleichende Gegenüberstellung des Hochdeutschen und der dialektalen Ausdrucksformen, eine bedeutende Mehrung der Sprachstunden im Gymnasium und im Lyzeum mit einem Minimum von 4mal 45 Minuten, verteilt auf vier Tage.“ („Dernières Nouvelles d’Alsace“ vom 1. April 2013)
Bei diesem Programm, dem wir restlos zustimmen, handelt es sich um das, was wir Autonomisten seit rund fünfzig Jahren verlangen: einen gleichwertigen, paritätischen sprachlichen deutsch-französischen Unterricht im Elsaß. Das sei nebenbei bemerkt. So hat hier also auch der Fachmann gesprochen. Er ist aber bei weitem nicht der einzige.
Das Defizit an sprachlichen Kenntnissen wirkt sich beispielsweise auch in der deutsch-französischen Zusammenarbeit der Feuerwehrmannschaften aus, die für die Flußsicherheit auf dem Rheine sorgen. Am 12. März dieses Jahres 2013 bekämpften bei einem Brand der Straßburger Müllverbrennungsanlage französische wie deutsche Feuerwehrmannschaf-

ten erfolgreich den Brand. „Die Sprache ist dabei doch ein bedeutendes Hindernis“, bekannte französischerseits ein Feuerwehroffizier. „Wenn wohl viele Elsässer deutsch verstehen, ist das umgekehrt nicht immer der Fall.“ Und in einer Notsituation könnten falsch verstandene Befehle oder Weisungen gefährlich werden. So wurde ein deutsch-französisches Lexikon typischer Befehle ausgearbeitet, das wohl Unheil verhüten kann, aber unter Umständen – eben in Notsituationen – dennoch Verlust kostbarer Zeit nicht vermeiden lassen könnte. Also tut auch hier ein geregelter Deutschunterricht not („Dernières Nouvelles d’Alsace“ vom 27. März 2013).

Versprechen werden nicht gehalten

Eines der Wahlversprechen des gegenwärtigen Präsidenten der Republik war, wie Edgar Zeidler betont hat, eine Revision des französischen Staatsvertrags gewesen, damit Frankreich die Charta der Regionalsprachen ratifizieren könne. Unterdessen hat sich Präsident François Hollande entschlossen, eine solche Revision nicht durchzuführen. So wird in vielen Regionen des Landes die Pflege der Regionalsprache blockiert, etwa im Baskenland, in der Bretagne und im Elsaß. So verfügen die Regionalsprachen weder über einen gesetzlichen Status noch über das Recht auf Anerkennung durch den Staat. Die Gewählten im Elsaß und im Mosel-Departement sind von den Vereinigungen zur Förderung der Regionalsprachen dazu aufgefordert worden, mit dieser staatlichen Heuchelei endlich Schluß zu machen und das anerkannte Recht auf einen sinnvollen paritätischen Sprachenunterricht zu erzwingen. Ob sie den Mut dazu aufbringen werden, das ist eine andere Sache. Denn vorläufig drücken sie lediglich ihr Bedauern darüber aus, daß es nicht getan wird, so Senator Ries, Bürgermeister von Straßburg, oder ihr Erstaunen und ihre Überraschung. So hat sich auch der Abgeordnete Armand Jung, der verlangt, daß der negative Beschluß des Staatsrates in dieser Sache veröffentlicht werde, geäußert („Dernières Nouvelles d’Alsace“ vom 17. März 2013).

Der Präsident der Handels- und Industriekammer des Unterelsasses stellte fest: „Die Kinder erhalten nicht wieder die Arbeitsstellen ihrer Eltern; sie beherrschen das Hochdeutsche nicht genügend, was heute in Anbetracht des mitunter notwendigen Berufswechsels notwendig ist, dort wo früher Elsässisch genügte.“ („Dernières Nouvelles d’Alsace“ vom 20. April 2013)

So sieht es also zur Zeit im Elsaß aus, und zu Recht prangert der UMP-Abgeordnete Marc le Fur aus dem Departement der Côtes D’Armor in der Bretagne die Rückkehr des Jakobinismus an: „Durch die Weigerung des Parlaments, die Abänderungsanträge zum Gesetz über den Unterricht, eingereicht durch mich und meine Kollegen Patrick Hetzel, Frédéric Reiss, Alain Marx und Sophie Rohfritsch, und aufgestellt nach Beratung mit den diesbezüglichen Vereinigungen zur Förderung der Regionalsprachen, hat die Linke die Argumente eines Jakobinismus wieder ausgegraben, den man überholt geglaubt hatte.“

Der Kampf um unsere Sprache geht also weiter.

Gabriel Andres

Ammeister Wolfgang Schütterlin

Vor 400 Jahren, am 10. Oktober 1612, starb der Straßburger Alt-Ammeister Wolfgang Schütterlin im 91. Lebensjahr. Er wurde 1521 in Willstätt (bei Kehl) als Sohn des Holzhändlers Wolf Schütterlin und seiner Ehefrau Magdalena Stock geboren.

1525 flohen Wolf Schütterlin und sein Bruder Vit (Veit) mit ihren Familien nach Straßburg, nachdem sie im Bauernkrieg zu den Anführern der Willstätter Bauern gehört hatten und danach verfolgt worden waren. Willstätt gehörte damals zur Herrschaft Lichtenberg. Der Vogt von Ortenberg verlangte von dem Straßburger Rat, er solle Wolf und Vit Schütterlin veranlassen, sich wegen einer Plünderung vor dem Offenburger Tribunal zu verantworten. Straßburg ging jedoch nicht darauf ein, lehnte auch weitere Klagen und die Forderung nach Ausweisung ab. Am 23. April 1526 erhielt Wolf Schütterlin das Straßburger Bürgerrecht.

Sein Sohn Wolfgang, ebenfalls Holzhändler, saß von 1560 bis 1567 im Großen Rat der Stadt, gehörte von 1568 bis 1572 den Fünfzehnern an (Gerichtsbarkeit und Verwaltung) und danach auf Lebenszeit den Dreizehnern (äußere und allgemeine Politik). Von 1572 bis 1590 war er viermal Ammeister. Wegen seiner großen Erfahrung und eines außerordentlichen Gedächtnisses wurde er sehr geschätzt und das „lebende Protokoll“ genannt.

Er war auch dafür bekannt, daß er keinen Alkohol trank, wie ein Zeitgenosse, der Chronist Sebald Büheler, der ein Weingeschäft betrieb, in seinem „Ammeisterbuch“ berichtet.

Wolfgang Schütterlin besaß in Straßburg drei Häuser: eines in der St. Magdalenengasse, eines auf dem Ferkelmarkt und ein drittes auf dem Alten Fischmarkt. Er hatte aus zwei Ehen 17 Kinder und erlebte die Geburt von 108 Enkelkindern, 111 Ur-enkeln und zwei Ururenkeln. 97 dieser Nachkommen starben jedoch vor ihm. Sechs, sieben Kinder je Familie waren damals üblich, die Zahl von 17 stellte eine Ausnahme dar. Das trug ihm den Übernamen „Massenvater“ ein. Im Mannesstamm starb die Familie bereits am Ende des 17. Jahrhunderts aus. In anderen Zweigen lebt sie bis heute weiter. Zu den direkten Nachfahren Wolfgang Schütterlins zählen der ehemalige deutsche Bundespräsident Richard von Weizsäcker und der Astronaut Russell Schweickart, dessen Großvater Jakob Schweickart (geboren 1875) von Lembach in die USA ausgewandert ist.

amg

Zu den Nachfahren Schütterlins gehört Richard von Weizsäcker.

Lothar von Seebach

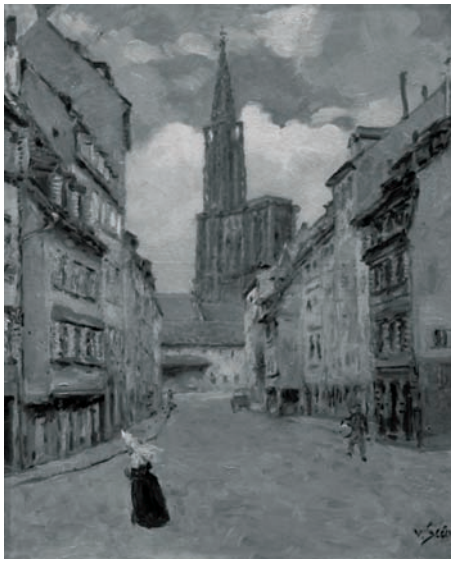
„Lothar von Seebach (1853–1930), un impressioniste Strasbourgeois“ war der Titel einer Ausstellung, die im Dezember 2012 in Straßburg im Haus der Region (maison de la Région) zu sehen war. Sie wurde vom grenzübergreifenden Verein der Freunde von Lothar von Seebach e. V. – Association des Amis de Lothaire de Seebach, Gengenbach/Pfaffenhoffen, unterstützt. Ausgestellt waren rund 100 Bilder dieses „peintre de l'âme“, des Malers der Seele, wie ihn Philippe Richert, Präsident der Region Elsaß, im Vorwort des Ausstellungskatalogs nannte.

Freiherr Lothar von Seebach wurde am 26. März 1853 auf dem Landgut der Familie in Fessenbach (Baden) geboren und starb am 23. September 1930 in Straßburg. Das „Straßburger Bilderbuch“ von Dr. Fritz Maisenbacher (Straßburg im Selbstverlag des Verfassers, 1931) bringt eine treffliche Beschreibung Seebachs und einige seiner Bilder. Ein Auszug möge hier folgen: „Lothar von Seebach, dessen Familie schon vor Jahrhunderten im Elsaß begütert und ansässig gewesen war, war der Straßburger Maler par excellence. Keiner hat so wie er das brütende Licht der Nachmittagssonne wiedergegeben, die über die Plätze und Gäßchen des alten Straßburgs im Hochsommer jene ermüdende, zum Träumen und zur Selbstvergessenheit einladende Stimmung verbreitet, keiner hat das grüne Wasser der Ill, in dem sich die altertümlichen Giebel der Bürgerhäuser in tausend Farbtönungen wiederspiegeln, so bis in die tiefsten Tiefen erfaßt. Nur der gründlichste Kenner des Straßburger Lebens vermochte die Volkstypen so treffend und packend festzuhalten. Seine Waschfrauen, sein Lohkästreppler im Pflanzbad, seine Gemüseweiber, seine nur selten gemalten Soldatenbilder, der Gimpelmarkt und die Gewerbslauben werden späteren Geschlechtern besser sagen, wie es in Straßburg um die Wende des zwanzigsten Jahrhunderts ausgesehen hat, als die gelehrteste Stadtgeschichte es zu tun vermöchte.

Das Lebenswerk des Künstlers ist ungeheuer groß und vielseitig, in die Tausende geht die Zahl seiner Ölbilder und Aquarelle, sein Bestes liegt aber wohl in den bisher der Öffentlichkeit nicht zugänglichen Skizzen und Studien.

Ein Selbstbildnis des Künstlers

Der Verlust für Straßburg war groß, als 1921 der vornehm denkende Meister freiwillig und ungekränkt, aber durch das ganze häßliche Treiben innerlich verletzt, die ihm zur zweiten Heimat gewordenen Stadt verließ und als fast Siebzigjähriger den bitteren Weg über die Rheinbrücke ging, um seine Tätigkeit für einige Jahre nach Deutschland zu verlegen. Doch der alte Mann konnte sein liebes Straßburg nicht vergessen und kehrte heim, heim in seinen Turm, den ihm ein treuer Freund Jahre hindurch frei gehalten hatte. Hier verbrachte der Meister seine letzten Jahre. Stadt und Land mit ihren Bewohnern breiteten sich vor dem auf der Höhe des Lebens stehenden, über eine seltene Kultur verfügenden Edelmann offen aus wie ein wunderschöner Teppich mit mancherlei Ungeziefer. Wer so oft wie ich mit dem Alten im Turm Zwiesprache halten durfte, hat durch seinen Heimgang im Herbst 1930 unendlich viel verloren“.



Goldgießen und Münster

Szenen aus dem Leben von einst: Im Tiergarten der Orangerie

Hermann Burtes Rede 1940 in Straßburg

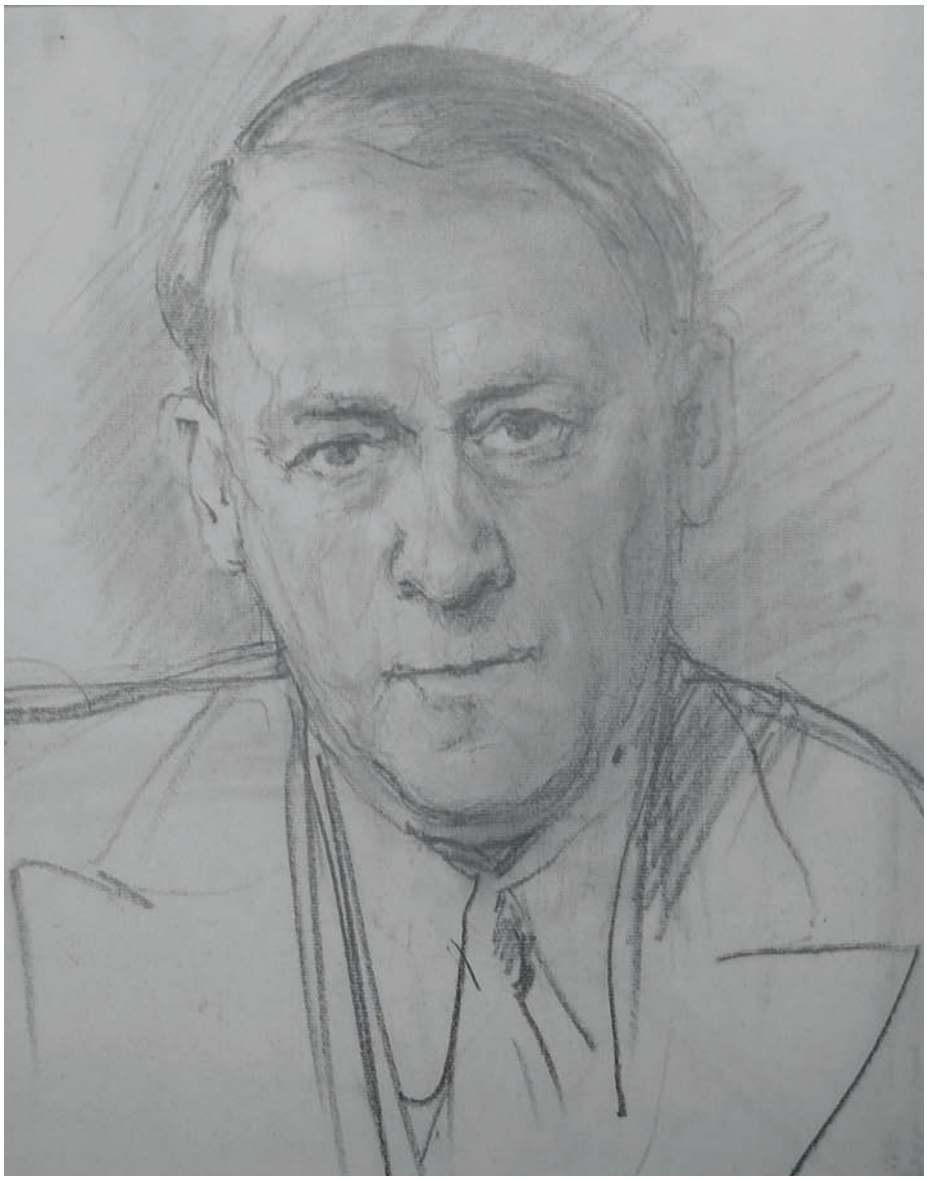
Hermann Burte (1879–1960) war von 1923 an der beliebteste unter den lebenden alemannischen Dichtern, er wurde nicht nur von deutschen, sondern auch von schweizerischen Rezensenten neben Johann Peter Hebel gestellt.

Zu seinen Verehrern gehörte auch der elässische, jüdischstämmige Dichter Nathan Katz. Dieser war Handelsreisender; Burte hatte ihm 1926 in Lörrach Kunden vermittelt, weiter ist überliefert: „comme Hermann Burte était célibataire, il m'invitait, presque à chacun de mes passages, au Restaurant ‚Zum Hirschen', où nous passions des soirées à parler de J. P. Hebel, de la langue alémanique ".[1] Der Jungeselle Burte hat also bei fast jedem Aufenthalt Katzens in Lörrach mit diesem den Hirschen besucht und dort mit ihm über Johann Peter Hebel und die alemannische Sprache diskutiert. Burte beriet Katz auch dichterisch; der Elsässer gab es ab 1930 unter dem Einfluß von Burte auf, hochdeutsch zu dichten, und konzentrierte sich auf seine Stärke, die sich schon bisher gezeigt hatte: das Dichten in der alemannischen Mundart des elsässischen Sundgaus.[2] Nathan Katz schrieb noch 1971 über Burte, für den er „immer eine aufrichtige Freundschaft" hatte: „Er ist seit Hebel der bedeutendste und größte alemannische Dichter überhaupt."[3] Die Fertigstellung des Manuskripts des bedeutendsten alemannischen Werks von Burte, des Gedichtsbands „Madlee", jährt sich übrigens in diesem Jahre zum 100. Mal.

Die alemannische Dichtung Hermann Burtes gilt als unpolitisch. In den 1970er und 80er Jahren, wo Burte wegen seiner als reaktionär verschrieenen hochdeutschen Dichtung und seiner Rolle im Dritten Reich zum alten und unverbesserlichen Nazi erklärt wurde, klammerten sich seine weniger werdenden Freunde an das alemannische Werk.

Dabei ist auch der größte Teil seines hochdeutschen Werks nach wie vor vorzeigbar. Daß der völkische Roman „Wiltfeber" (1912) nicht so inquisitorisch interpretiert werden muß, wie es nach 1945 geschah, zeigen die Rezensionen vor 1933. In- und ausländische Medien nahmen den Roman 1912 begeistert auf, darunter die „Basler Nachrichten"[4] und der „Mercure de France".[5] Andere Werke Burtes waren so offensichtlich neben einer NS-gefälligen Linie, daß sie nach 1933 quasi verboten waren. Dazu zählt das Drama „Simson" (1917), die Erinnerungsschrift „Mit Rathenau am Oberrhein", in der Burte seiner Freundschaft mit diesem jüdischen Politiker ein Denkmal gesetzt hatte, und das Stück „Krist vor Gericht". Goebbels verbot die Neuinszenierung dieses religiösen Schauspiels; schon die Uraufführung mußte 1930 in Basel geschehen. Burte hätte sie lieber auf einer Berliner Bühne gesehen, doch der Kulturbetrieb der Reichshauptstadt stellte zu Zeiten der Weimarer Republik für den deutschnationalen und religiösen Dichter einen abweisenden Boden dar. Auch „Das Schloß Dürande", eine Oper des Schweizer Komponisten Otmar Schoeck, deren Text von Burte stammte und Hermann Göring in die Hände fiel, wurde 1943 nach einem Wutausbruch des letzteren abgesetzt.[6]

Daß Teile von Burtes Werk im Nationalsozialismus auf Ablehnung stießen, kann niemanden überraschen, der weiß, daß Burte eben kein originärer Nazi, sondern Konservativer und Deutschnationaler war. Vor der Machtergreifung Hitlers spitzte sich nicht nur die politische Lage im Allgemeinen extrem zu, sondern auch die Widersprüche zwischen deutschen Patrioten, die sich der Kultur und dem Geist verpflichtet sahen, auf der einen Seite und der proletenhaften nationalsozialistischen Bewegung auf der anderen Seite. Etliche der „Geistigen" liefen zwar schon ins NS-Lager



Hermann Burte – Selbstportrait (1941)

über, doch Burte polemisierte 1932 noch derart gegen die Nazis, daß ihm im „Völkischen Beobachter“ gedroht wurde und er in Lörrach Nachstellungen seitens der SA ausgesetzt war.[7]
Freilich hielt Burte seine Reserve und zeitweilige Widersetzlichkeit gegenüber den Nationalsozialisten im Dritten Reich nicht für jeden Nachgeborenen sichtbar durch. Er trat 1936 der Partei bei und betätigte sich im Krieg auch als Redner im Auftrag von Parteistellen; er glaubte, für sein Vaterland, das er im Überlebenskampf stehend sah, durch konstruktive Mitarbeit einstehen zu müssen. In diesen Reden sparte er meist nicht mit Lob auf Hitler, aber das war aufgesetzte oder eingewobene Panegyrik. Im eigentlichen Inhaltsteil der Reden lag er oft neben der Linie der Partei. Fast unverhohlenen Widerspruch, wie in seinem 63strophigen alemannischen Gedicht „Hebel rassisch!“ (1939), finden wir bei Burte selten. Hier nimmt er die damaligen Rassekundler auf den Arm.[8]
Wie war es bei seiner Rede in Straßburg? Die von den Franzosen evakuierte, menschenleere Stadt wurde am 19. Juni 1940 von der Wehrmacht besetzt. Im November fanden dort bereits die „Oberrheinischen Kulturtage“ statt. Burte wurde von der „Abteilung Volksaufklärung und Propaganda“ der deutschen Zivilverwaltung im Elsaß zu einem Redebeitrag beauftragt. Sein Konzept scheint aber in der Propagandaabteilung keinen Gefallen gefunden zu haben, denn der Schrifttumsbeauftragte Schirpf schrieb an den Dichter: „Sie hatten bereits die Freundlichkeit uns das Thema ‚Die alemannische Mundart’ vorzuschlagen. Da sich gerade in jüngerer Zeit im Elsaß Strömungen bemerkbar machen, die Mundart gegen das angestrebte Hochdeutsch unliebsam absetzen zu wollen, ist im Augenblick eine Zurückdämmung der unter anderen Blickpunkten berechtigten Betonung des Mundartlichen geboten. Der stellvertretende Gauleiter Pg. Röhn hat in diesem Zusammenhang vor wenigen Tagen sogar ein Rundschreiben erlassen, das die Tendenz der allzustarken Betonung des Mundartlichen parteiamtlich und sehr entschieden zurückweist. Pg. Schmid würde es daher begrüßen, wenn Sie sich, im Hinblick auf das Dargelegte, zu einem anderen Thema entschließen würden.“[9]
Das Vorhaben der „Zurückdämmung der ... Betonung des Mundartlichen“, mit dem der alemannische Dichter hier konfrontiert wurde, war keine Eintagsfliege in der turbulenten Zeit unmittelbar nach der Besetzung. In einem späteren Erlaß an das Unterrichtsministerium erklärt Gauleiter Wagner: „Der Entwicklung unseres Volkes zur einheitlichen Nation stehen zweifellos die Mundarten (Dialekte) im Wege. Es kann deshalb nur das Ziel des Reiches sein, die Einheit auch in der Sprache anzustreben.“ In einem Zusatz schreibt Wagner, die Hochsprache sei mit Geduld und Takt zu pflegen; es sei „so zu verfahren, daß jede Förderung der Mundarten unterbleibt.“[10]
Schirpf jedenfalls schlägt im Brief vom 1. November 1940 auch gleich ein Ersatzthema vor: „Tüllinger Höhe“ – das ist ein Hügel bei Lörrach in Sichtweite von Basel und Saint Louis. Doch Burte beharrte in seiner Antwort an Schirpf darauf, zum geplanten Thema zu sprechen und führte ins Feld, daß er vor wenigen Tagen in Weimar zu den deutschen Dichtern über „Die europäische Sendung der deutschen Dichtung“ gesprochen habe, ein „viel schwierigeres Thema“, und der Erfolg sei „ganz außerordentlich“ gewesen. Damit signalisierte Burte dem Schrifttumsbeauftragten in Straßburg wohl, daß er an wichtigeren Orten im Auftrag wichtigerer Auftraggeber zu wichtigeren Themen referiert und Beifall gefunden habe.[11]
Die Rede, die Burte schließlich am 16. November in Straßburg hielt, hatte den Titel „Volk und Sprache am Oberrhein“.[12] Er begann mit der Darstellung der alemannischen Landnahme am Oberrhein, eines Ereignisses, das nicht frei erfunden war, auch wenn jede Zeit es in ihrem Sinne ausmalt. Die Nationalsozialisten wollten mit einer penetranten Berieselung mit der gleichen Stammesherkunft den Elsässern das Gefühl einbleuen, das Gleiche wie die Alemannen jenseits des Rheins zu sein – nämlich Deutsche.
Das beabsichtigt auch Burte – freilich mit anderen Mitteln und Zielen. Er umreißt dann die fast 800jährige Kulturgeschichte des Elsaß im Deutschen Reich und stellt die Elsässer als „durch und durch (...) deutsch“ dar, sie seien „geradezu das reichste und regste Volk“, das anderen im Reich „als Vorbild und Mahnbild dienen kann“. Mit dem Westfälischen Frieden und der Eingliederung in Frankreich ende aber die „höhere deutsche Dichtung“ im Elsaß. Der Schweiz dagegen habe die Loslösung vom Reich kulturell keinen Abbruch getan, im Gegenteil. Weil sie „ihre staatliche Form, ihrem Wesen gemäß, gefunden hatte“, habe sie eine solche „dichterische und denkerische Höhe, im edelsten Hochdeutsch“ erreicht, „daß ihre Werke neben denen des Bruders im Reiche ebenbürtig dastehen.“
Im Elsaß habe sich aber immerhin „die lebendige eingeborene Sprache des gemeinen Mannes“ erhalten und auch die „deutsche Art“, so daß Goethe „im Elsaß lernte, was deutsche und was welsche Art ist“.
Bis hierhin gab es nichts, was Burte von der „Abteilung Volksaufklärung und Propaganda“ ernsthaft angekreidet werden konnte. Seine Ausführungen dürften auch vielen Deutschen gefallen haben, die nichts mit dem Nationalsozialismus am Hut hatten. Doch nun kommt er zu Johann Peter Hebel; dessen „Alemannische Gedichte“ hätten in der Schweiz und im Elsaß wie eine Offenbarung gewirkt: „... alle Alemannen am Oberrhein empfanden in der Sprache dieser Lieder, daß sie eines Blutes, eines Geistes und einer Sprache waren“. Und nun gibt Burte dieser Sprache im besetzten Straßburg vor der oberrheinischen Kulturprominenz Raum: Er trägt, anfangend mit Hebel, acht längere alemannische Gedichte aus dem Elsaß, der Schweiz und Baden vor. Von besonderer Brisanz ist dabei der Vortrag eines Gedichts von Gustav Stoskopf. Dieser galt, wie Burte später berichtete, „bei der Partei als untragbar“. Er hatte sehr erfolgreiche elsässische Theaterstücke verfaßt, die in der Reichslandzeit spielen und in denen alle Beteiligten des politischen Geschehens, darunter auch „preußische“ Offizielle, auf den Arm genommen wurden; er zeigte, daß das Elsaß eigene Bräuche, eine eigene Art, eine eigene Seele hat. Burte berichtete,[13] Stoskopf habe ihm nach dem Vortrag mit Tränen in den Augen für seinen Mut gedankt.
Nachdem der deutsche und alemannische Dichter das Elsässische und überhaupt das Alemannische, mithin die elsässische Eigenart, durch lebendigen Vortrag gewürdigt und aufgewertet hatte, führte er aus, „welcher Rang ... der Mundart und ihrer Dichtung in der geistigen Lebensordnung zusteht“.
Hier fiel ihm ein Ausspruch von Hebel

ein: „Un `s Chäppli lüpfe z` rechter Zyt/ Suscht het me Schimpf un chunnt nit wyt“.
Will heißen: Bei entsprechenden Gelegenheiten solle die Hochsprache benutzt werden; die Mundart sei „nur selten stark genug, um die letzte Tiefe und die freieste Höhe zu erreichen“. Dann polemisiert er gegen den „Versuch, die alemannische Mundart als Waffe gegen die deutsche Sprache zu benützen“. Der „wahre wesentliche Dichter“ müsse „den Weg zum Herzen sowohl der Magd als auch der Herrin wissen und muß mit jeder in ihrer Sprache reden: Er wird der Heimat geben, was der Heimat ist, in der Mundart, und dem Vaterlande, dem ganzen Volk, was des Reiches ist in der Sprache Luthers, Goethes, Bismarcks und Hitlers!“ Er versichert den Elsässern, als hätte er es in der Hand: „Es wird nichts verdammt und nichts verboten, was des Volkes ist, im Gegenteil!“ Und die Elsässer im Publikum, gewiß aber auch die anwesenden Parteifunktionare, erinnert er daran, daß es im „Großdeutschen Reich“ jedes Jahr einen Mundartwettbewerb gibt. „Es wäre schön, wenn bald ein Elsässer ihn gewänne mit seiner herrlichen Mundart –, es ist nur eine Bedingung dabei: deutsch, hochdeutsch muß er können, *auch* können.“

Harald Noth

[1] Victor Hell: Nathan Katz. Itinéraire spirituel d'un poète alsacien. Colmar 1978, S. 36.
[2] Raymond Matzen: Der Markgräfler Hermann Burte und der Sundgauer Nathan Katz. Die langjährige, sprach- und heimatbedingte, Spannungen und Spaltungen überwindende Freundschaft zweier großer Sänger Alemanniens. Sonderdruck aus: „Das Markgräflerland“, Band 2/1999, S. 120– 133, S. 2 f.
[3] Brief vom 9. Juni 1971 an Magdalena Neff, zitiert ebenda, S. 13.
[4] http://www.noth.net/hermann-burte/wiltfeber/basler-nachrichten.htm
[5] http://www.noth.net/hermann-burte/wiltfeber/mercure-de-france.htm
[6] Unterdrückung von „Krist vor Gericht“ und „Das Schloß Dürande“ hier besprochen und belegt: http://www.noth.net/hermann-burte/politisch-korrekte-rezeption.htm
[7] Informationen über Burte vor und im Dritten Reich hier belegt: http://www.noth.net/hermann-burte/deutschnationaler.htm
[8] Gedicht „Hebel rassisch!“ abgedruckt in: Markgräfler Jahrbuch 1949/41, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft zur Pflege der Geschichte des Markgräflerlandes, S. 168–174.
[9] Brief von Schirpf an Burte, 1. November 1940, Hermann Burte Archiv Maulburg.
[10] Rundschreiben von Gauleiter Wagner zur Mundart: Zitiert nach: Friedrich Hünenburg: Tausend Brücken, Heilbronn 1972, S. 875 ff.; der Erlaß ist, laut Quellenangabe bei Kettenacker, vom 18. April 1944 datiert (Lothar Kettenacker: Nationalsozialistische Volkstumspolitik im Elsaß, Stuttgart 1973, S. 338).
[11] Antwort Burtes an Schirpf: Briefentwurf auf der Rückseite des Briefs von Schirpf.
[12] Hermann Burte: Volk und Sprache am Oberrhein, in: Sieben Reden von Hermann Burte, Straßburg 1943, S. 83–131.
[13] Erwiderung von Hermann Burte Strübe auf Anklagen, Vorwürfe und Beschuldigungen. [Schreibmaschinensatz] 1974, S. 7, Hermann Burte Archiv Maulburg.

Die Mitglieder der „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung“, die den **Jahresbeitrag für 2013** in Höhe von 20 EUR noch nicht auf das Konto der „Gesellschaft“ Nr. 17 37 10 06 bei der Sparkasse Kraichgau (BLZ 66 35 00 36) überwiesen haben, werden gebeten, dies umgehend nachzuholen!

Lothringer Bur

(Volkslied aus Lothringen)

O ich armer Lothringer Bur
Wie isch mir das Läwe sur!
Ich wäs nit enn unn wäs nit uss.
Am sammefelle isch min Huss.

Ich han drey Perd, ´s isch kens nix wert.
Das än, das hängt so hin un her,
Das zwät hat nur drey Zän im Mull,
Das dritt isch Blind un isch so full.

Ich han an Kuh, die han ich zum halb,
Dem Metzjer gehert ja schun das Kalb.
Ich han ken Stroh un a ken Hau,
Das Lab im Wald isch mini Strau.

Ich han e Wau, wu äni Läter hat.
Ich han e Pluck, do fählt e Rad.
Ich han e Eig mit nur drey Zän,
Un a ken Geld für zum Waner gehn.

Ich armer Lothringer Bur,
Wie isch mir das Läwe sur!
O Gott, o Gott, ach nimmermehr,
Ach, wenn ich nur änmol im Himmel wär!

Die Kaysersberger Barbarossa-Sage

Aus dem alten Winzerstädtchen Kaysersberg, am Ausgang des Weißtals und an der alten Paßstraße, die über den Bonhomme-Paß nach Toul führt, gelegen, sind nicht weniger als fünf Sagen überliefert (Kaiser Friedrich Barbarossa in Kaysersberg; Der verliebte Ritter als Einsiedler; Das Pestkreuz bei Kaysersberg; Der Flieger und die Fliegerkapelle; Die riesenhaften Holzschuhe eines Büßers).

Wir befassen uns hier mit der Barbarossa-Sage, wie August Stöber sie aufschrieb: *„Friedrich Barbarossa, der das Schloß von Kaysersberg erbaute, begann auch den Bau der Pfarrkirche. Mitten in der Arbeit, als die Fundamente bereits über den Boden emporragten, gingen ihm die Geldmittel aus. Was tun? In seiner großen Verlegenheit sah er keinen anderen Ausweg als die Krone der Kaiserin zu verpfänden. Schon wollte er seiner Gemahlin die Krone vom Haupte nehmen, da schickte der Himmel, gerührt von seinem Entschluß, zwei Engel mit vollen Geldbeuteln, und die Not war behoben. Die Kirche konnte fertiggebaut werden. Zum Dank dafür ließ der Kaiser über dem Hauptportal die Szene in Stein gehauen verewigen.“* (Stöber-Mündel: Die Sagen des Elsaß, nach der Volksüberlieferung und den Chroniken gesammelt von August Stöber. Band 1, Straßburg 1892).

Am 30. Juni 1850 besuchte der Dichter, Philologe und Historiker August Stöber (1808–1884) in Begleitung des Revierförsters Kolb die Sehenswürdigkeiten Kaysersbergs und sah sich dabei auch das wohl im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts entstandene Skulpturbild über dem Portal der Heiligkreuzkirche an. Die Sage ist, wie er erkannte, die volkstümliche Auslegung dieses Bildes. Auf einer breiten Bank sitzen eine Männer- und eine Frauengestalt, beide festlich gekleidet und eine Krone auf dem Haupt tragend. Auf der rechten und auf der linken Seite der Bank hält jeweils ein Engel einen Gegenstand in der Hand, der ein Weihrauchgefäß oder auch ein Beutel sein könnte. Der gekrönte Mann berührt mit einer Hand die Krone der Frau. Hat er sie ihr gerade aufgesetzt, oder will er sie ihr abnehmen? Diese Frage könnte sich zunächst stellen. Aber auf dem Bogen darüber befindet sich eine schwer lesbare Inschrift, die besagt, daß es sich hier um die Krönung Marias durch Christus im Beisein der Engel Michael und Gabriel handele (MICHAEL.HIC. IHC.CORONAT.MARIA.GABRIEL.).

Zu allem Vorstehenden siehe Joseph Clauß: Die Kaysersberger Sagen und ihr geschichtlicher Kern. In: Elsaß-Lothringisches Jahrbuch 13 (1934).

Kaiser Friedrich Barbarossa (1152–1190) galt im Volksmund als der Erbauer des Schlosses und der Kirche des Städtchens. Dafür gibt es aber keine Belege. Die erste schriftliche Erwähnung Kaysersbergs stammt vielmehr vom 1. Mai 1227. Damals erwarb König Heinrich (VII.), ein Urenkel Barbarossas, im Auftrag seines Vaters, des Kaisers Friedrich II. (1212–1250), von den Grafen von Horburg und den Herren von Rappoltstein Grund und Boden (unter dem Namen „castrum Keysersperg“) für den Bau einer Feste. Sie sollte als Bollwerk gegen Einfälle des Herzogs von Lothringen dienen und 40 Rittern Aufenthalt gewähren.

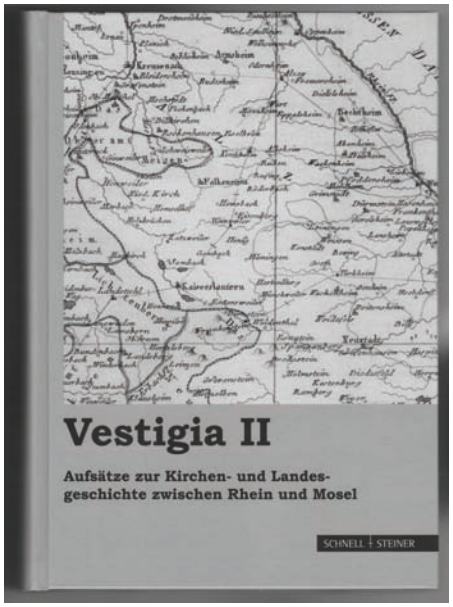
Das Skulpturbild über dem Portal der Heiligkreuzkirche von Kaysrsberg im Elsaß

Eine Festschrift für einen Freund des Elsaß und Lothringens

Dr. Bernhard H. Bonkhoff, der seit vielen Jahren als Pfarrer in dem pfälzischen Dorf Großbundenbach wirkt, neben seinem Pfarrberuf aber auch seit Jahrzehnten als eifriger Erforscher der Geschichte, vor allem der Kirchengeschichte, seiner pfälzischen Heimat – er ist in der pfälzischen Stadt Homburg geboren, die sowohl nach dem Ersten als auch nach dem Zweiten Weltkrieg ein Teil des französisch besetzten Saargebiets war und heute zum Bundesland Saarland gehört – hervortritt, ist zu seinem 60. Geburtstag eine umfangreiche Festschrift von 632 Seiten gewidmet worden. Bonkhoff gehört zu den Pfarrern der Pfälzischen Landeskirche, die Verbindungen ins Elsaß und nach Lothringen unterhalten. „Durch seine fünf Folgen des ‚Elsaß-Lothringer Stundenbuchs' hat er die Wiederentdeckung des aus Saargemünd stammenden Malers und Graphikers Henri Bacher initiiert und den 2008 erschienenen zweisprachigen Bildband mit verfaßt."

Deshalb ist es nicht erstaunlich, daß in mehreren der insgesamt 24 Aufsätze, die die Herausgeber, Mathias Gaschott und Jochen Roth, in der Festschrift versammelt haben, elsässische, in geringerem Maße auch lothringische Bezüge anzutreffen sind. Auf diese Bezüge soll im folgenden der Blickrichtung dieser Zeitschrift entsprechend das Augenmerk gerichtet werden.

Einen Elsaß-Bezug weist der Aufsatz von Matthias Schröder über „Simultankirchen mit Trennmauern gestern und heute" auf (S. 239–272). Im Elsaß gibt es noch heute viele Kirchen, die sowohl von Evangelischen als auch von Katholiken gottesdienstlich genutzt werden. Ungefähr 40 liegen im Unterelsaß, etwa 10 im Oberelsaß. Zum Beispiel wird die Pfarrkirche von Albert Schweitzers Heimatdorf Günsbach noch heute von den beiden christlichen Gemeinden des Ortes als Kirche genutzt. Diese Simultaneen gehen nicht etwa auf die Reformationszeit, sondern erst auf die Zeit der Besetzung des Landes durch Frankreich und der sich daran anschließenden Annexion zurück. Dies gilt auch für die Simultaneen in der linksrheinischen Pfalz, wo die durch



Vestigia II. Aufsätze zur Kirchen- und Landesgeschichte zwischen Rhein und Mosel.
Gewidmet Dr. Bernhard H. Bonkhoff dem Sechzigjährigen. Herausgegeben von Mathias Gaschott und Jochen Roth, Regensburg (Schnell und Steiner) 2013, 632 Seiten, ISBN 978-3-7954-2752-2, Preis: 49,95 EUR.

Ludwig XIV. zur Zeit der sogenannten Reunionen eingeführten Simultaneen nach der Beendigung der französischen Besetzung aufrechterhalten werden mußten. In dem Aufsatz von Schröder geht es jedoch nicht um alle Simultankirchen, sondern ausschließlich um solche, in denen eine Trennmauer eingezogen ist, die gottesdienstliche Nutzung durch die zwei Konfessionen also im Grunde in zwei getrennten Räumen erfolgt.

Die meisten der von Schröder behandelten Kirchen liegen in der (ehemals bayerischen) Pfalz, in Rheinhessen und im Regierungsbezirk Trier der ehemaligen preußischen Rheinprovinz. Im Elsaß liegen nur drei Beispiele. Die Georgskirche in Bockenheim (Saarunion) (Krummes Elsaß), seit der Reformation lutherisch, wurde 1683 durch eine Trennmauer in einen durch Lutheraner und einen durch Katholiken genutzten Teil getrennt. Doch schon 1685 wurde die Trennwand herausgerissen, die evangelische Hälfte der Kirche verwüstet und den Evangelischen durch Dekret König Ludwigs XIV. die Kirche gänzlich abgenommen. Sie ist seitdem katholisch.

Die Kirche Jung-St. Peter zu Straßburg wurde 1683, zwei Jahre nach der Unterwerfung der Stadt durch Frankreich, durch Errrichtung einer Mauer hinter dem Lettner in zwei Teile geteilt. Katholischerseits wurde der Chor genutzt. 1901 – nach Angabe im Kunstdenkmäler-Handbuch zu Elsaß-Lothringen von Walter Hotz allerdings schon 1893 – gab die katholische Gemeinde, nachdem für sie eine eigene Jung-St.-Peter-Kirche (heute Sacré Cœur) errichtet worden war, die Mitnutzung auf, die Mauer wurde entfernt und die Orgel, die Andreas Silbermann 1779 an der „katholischen Seite" der Mauer gebaut hatte, auf den Lettner versetzt. Die Kirche wird seitdem wiederum ausschließlich durch die evangelische Gemeinde genutzt.

Von der Straßburger Alt-St.-Peter-Kirche wurde nach Unterwerfung der Reichsstadt Straßburg den Katholiken der Chor eingeräumt, die Evangelischen behielten die Nutzung des Schiffes. Nach Abriß des Chors, der für die katholische Gemeinde wohl zu klein geworden war, wurde 1869 eine katholische Kirche rechtwinklig an das Schiff gebaut. Im Sommer 2012 wurde in die die beiden Teile trennende Wand eine Tür eingebaut und dieses Ereignis von den beiden Gemeinden gefeiert.

In dem Aufsatz von Jutta Schwan über „Pfalz- und Schlosskapellen der Pfalz-Zweibrückischen Territorien" (S. 273–306) finden sich ebenfalls elsässische Bezüge. Die Verfasserin kommt auf das – zerstörte – Wasserschloß Tiefenthal in Bischweiler, das Christian I. von Pfalz-Birkenfeld ab 1640 ausbauen ließ, zu sprechen, ferner auf die Schloßkapelle in Rappoltsweiler und auf das Schloß Catharinenburg in Birlenbach, das Pfalzgraf Johann Casimir von Zweibrücken-Kleeburg, der Stammvater der aus dem pfalz-bayerischen („wittelsbachischen") Hause stammenden schwedischen Könige (Karl X., Karl XI., Karl XII.), nach seiner Frau, einer Schwester König Gustavs II. Adolf, benannte. Die Herrschaft Rappoltstein

war 1673 durch die Eheschließung von Christian II. von Pfalz-Birkenfeld an die Birkenfelder, die Vorfahren der späteren bayerischen Könige, gekommen. Die Rappoltsteiner wie damals auch noch die Birkenfelder waren evangelisch, die Herrschaft Rappoltstein aber dennoch im wesentlichen beim katholischen Glauben geblieben. Im Schloß zu Rappoltsweiler, dem Hauptort der Herrschaft, fand bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts der Gottesdienst der evangelischen Gemeinde statt. Bischweiler war alter kurpfälzischer Besitz und war nach dem Tode Ruprechts III. (1410) bei der Aufteilung der kurpfälzischen Territorien unter dessen Söhne an Stephan von Pfalz-Zweibrücken und schließlich an dessen dreifachen Urenkel Karl, den Begründer der Linie Pfalz-Birkenfeld, gelangt.

In dem Aufsatz von Norbert Jung über die „Glockengießerfamilie Speck in Kirrweiler, Bruchsal, Heidelberg und Mannheim“ (S. 307–342) wird auch eine von einem Angehörigen dieser Gießerfamilie für eine elsässische Kirche gegossene Glocke erwähnt, eine 1731 für Oberbronn gegossene Glocke.

„Der Frankfurter Orgelmacher Johann Friedrich Macrander und seine Orgelbauten in Hessen und der Pfalz“ werden durch Baldur Melchior vorgestellt (343–354). Macrander, der von 1661 bis 1741 lebte, baute und reparierte auch im Elsaß Orgeln, so in Rufach (hier völlig unnötigerweise als Rouffach bezeichnet) und in Murbach (hier auch als Morbach bezeichnet, was offenbar eine, allerdings frei erfundene, französische Namensform sein soll).

Gänzlich im Elsaß bewegt sich Wolfgang Schultz, der „Nieder- und Obersteinbach im Elsaß“ als „Beitrag zur Geschichte beider Dörfer und ihrer evangelischen Gemeinden“ behandelt (S. 355–390). Die wechselvolle Geschichte der beiden Steinbachdörfer wird vom Hochmittelalter bis ins 20. Jahrhundert dargestellt. Niedersteinbach gelangte 1711 durch Kauf von den Fleckensteinern an die Grafen von Hanau-Lichtenberg und 1736 an deren Erben, die Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Obersteinbach war bereits 1606 an die Hanauer Grafen gelangt. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts blieb den Grafen nichts anderes übrig, als sich für ihre elsässischen Besitzungen dem übermächtigen Frankreich zu unterwerfen, was von seiten des Deutschen Reiches 1697 in dem unglücklichen Friedensschluß von Rijswijk anerkannt werden mußte.

Bemerkenswert ist, daß die zwei Dörfer im ersten Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 von Frankreich abgetreten und 1816 dem Königreich Bayern und dadurch dem deutschen Bundesgebiet angeschlossen wurden. Doch mußte sich Bayern 1825 zu einer ungünstigen Grenzregulierung mit Frankreich verstehen, wodurch die beiden Dörfer wiederum an Frankreich fielen. Während der Zeit der Zugehörigkeit zum Königreich Bayern war in dessen „Rheinkreis“, später als Kreis (Regierungsbezirk) Pfalz bezeichnet, die Union der beiden protestantischen Kirchen durchgeführt worden, die sich natürlich auch auf die Steinbachdörfer bezog. Als die Dörfer an Frankreich fielen, wurde dies dort rückgängig gemacht, was jedoch insofern kaum ins Gewicht fiel, als die Evangelischen in den zwei Dörfern ausschließlich Lutheraner waren.

Martin Siegwald stellt „Philipp Jakob Oster, Elsässer – Judenmissionar – Altlutheraner“ vor (S. 391–414). Der 1805 in Straßburg als armer Leute Kind geborene Oster wurde früh Vollwaise. Als Jüngling von etwa 16 Jahren wurde er zu einem entschiedenen Luthertum bekehrt, studierte ab 1823 im Seminar, ab 1825 an der theologischen Fakultät zu Straßburg Theologie und wurde 1828 ordiniert. Doch als streng lutherisch Gesinnter, dessen oberste Richtschnur das „Augsburgische Bekenntnis“ von 1830 war, erhielt er in der vom Rationalismus beherrschten Kirche Augsburgischen Bekenntnisses des Elsaß keine Anstellung. 1829 trat er in den Dienst der „London Society for promoting Christianity amongst the Jews” und wirkte als solcher in seinem Wohnort Metz, aber auch in Mülhausen, Paris, Lyon, Bordeaux, Brüssel. Überall wo er Judenmission betrieb, sammelte er auch kleine lutherische Gemeinden.

Als die Londoner „Society“ ihn 1842 aufforderte, das Glaubensbekenntnis der anglikanischen Kirche zu unterschreiben, schied er aus ihrem Dienst aus. Nun bemühte er sich bei der in Breslau anässigen Kirchenleitung der vom preußischen Staat mittlerweile anerkannten altlutherischen Kirche um eine Anstellung. Er wünschte in die Universitätsstadt Breslau zu kommen, weil er auch wissenschaftlich arbeiten wollte. Da sich das nicht ermöglichen ließ, nahm Oster einen Ruf nach Posen an. Dort erwartete ihn und seine Familie eine in zehn Orten weit verstreute Gemeinde. Diese war ihm in rührender Anhänglichkeit ergeben, doch verschlechterte sich sein Gesundheitszustand – vielleicht aufgrund des rauhen Klimas der Provinz Posen, wie jedenfalls Oster selbst meinte. Er bot sich einer Gruppe von Altlutheranern, die nach Australien auswandern wollten, als Seelsorger an. Im August 1847 gingen zwei Auswandererschiffe von Bremen ab. Mit Oster waren seine Frau, sein Sohn, seine Töchter und ein Dienstmädchen an Schiff gegangen. Noch vor der Ankunft des Schiffes in Australien verstarb Oster am 24. Oktober 1847. Die Leiche wurde im Ornat in den Sarg gelegt, der Sarg ins Meer versenkt.

In seinen zahlreichen Schriften, von denen einige in französischer Sprache verfaßt sind, befaßt sich Oster mit der Confessio Augustana, widmet sich der Frage nach dem Wesen der Kirche und der Lehre vom Abendmahlssakrament sowie der Frage nach der Inspiriertheit und der unfehlbaren Wahrheit der Bibel.

„Der Orgelbauer Gustav Schlimbach und sein Wirken im heutigen Saarland“ stehen im Mittelpunkt des von Christoph Jakobi beigesteuerten Aufsatzes (S. 475–494). Darin geht der Verfasser auch kurz auf Schlimbachs Wirken in Lothringen ein. Eine der größten Orgeln, die er je geschaffen hat, lieferte er 1856 der Stadtkirche St. Nikolaus in Saargemünd. 1907 wurde die Orgel allerdings vollständig umgebaut. Die Gemeinde Spichern schloß 1854 mit Schlimbach einen Vertrag zwecks Errichtung einer Orgel für die 1831 neuerbaute Kirche des Ortes. Doch vereitelte der Unterpräfekt die Ausführung. 1872/73 schuf dann Johann Friedrich Verschneider für Spichern die neue Orgel.

„Saarpfälzische und pfälzische Motive des Malers Henri Bacher (1890–1934)“ stehen im Mittelpunkt des Aufsatzes von Heinz Weinkauf (S. 519–532). Bacher war als Sohn eines evangelischen Elsässers und seiner aus dem zur preußischen Rheinprovinz gehörenden Püttlingen stammenden katholischen Frau in der lothringischen Stadt Saargemünd geboren. Der Künstler selbst, ein Meister des Holz- und des Linolschnitts, war Protestant lutherischer Prägung. Er fühlte sich während seines kurzen

Lebens ebenso im Elsaß wie in Lothringen und in der Pfalz daheim. „Seine Heimat – das sind die Landschaften, die Dörfer und Städte in dem weiten Land zwischen Blieskastel und Straßburg.“ Eine besondere Leistung Bachers stellen seine Illustrationen für die vier von Louis Pinck herausgegebenen Bände der Sammlung lothringischer Volkslieder „Verklingende Weisen“ dar. Auch der Buchschmuck für den fünf Jahre nach Bachers Tod, 1939, herausgekommenen vierten Band stammt noch von ihm.

Im letzten Aufsatz der Festschrift stellt Hartmut Stepp „50 Jahre Treffen der Geschichtsvereine des Westrich“ dar. Seit 1963 treffen sich alljährlich Vertreter von Geschichtsvereinen aus dem Elsaß, aus Lothringen, dem Saarland und der Pfalz. Worüber bei diesen Begegnungen im Laufe von 50 Jahren vorgetragen und diskutiert wurde, macht der Aufsatz deutlich. Unverständlich ist, daß in dem Beitrag für die elsässischen und lothringischen Orte ausschließlich die französischen Namensformen verwendet werden, selbst „Strasbourg“ mußte offenbar sein! Da ist es dann kein Wunder, daß sogar für das pfälzische Zweibrükken die Form Deux-Ponts (S. 595) und für das saarländische Homburg die französische Form Hombourg (S. 599) verwendet wird. Hier ist die Anbiederei meines Erachtens bis zum Widerwärtigen gesteigert. Die Folgen solchen Denkens sind dann sprachliche Ungetüme wie „Hoh Barr“ (S. 602) und „Bitcherland“ (S. 610) und „in die [!] Moulin d’Eschwiller“ (S. 603). Nicht in Einklang damit steht allerdings die Tatsache, daß dem lothringischen Politiker Robert Schuman das – ihm im Grunde ja tatsächlich zustehende – zweite n seines Namens nicht genommen wird. Die Möglichkeit der Verwechslung mit dem Komponisten der Hochromantik nimmt man gern in Kauf. Es würde aber wohl kaum in einem französischsprachigen Text, der die bisherigen 50 Jahre der Westrich-Treffen behandelte, von „Zweibrücken“ die Rede sein, sondern, wie es im Französischen herkömmlich ist, ausschließlich von „Deux-Ponts“.

Diesem letzten Aufsatz folgt die Bibliographie der Veröffentlichungen von Bernhard H. Bonkhoff aus den Jahren 2003 bis 2012. Sie schließt an die bis 2002 führende Bibliographie an, die in der vor zehn Jahren anläßlich des 50. Geburtstag Bonkhoffs unter dem Titel „Vestigia I“ erschienenen Festschrift veröffentlicht worden ist. Hervorgehoben sei, daß der Band mit über 200 – schwarz-weißen – Bildern auch dem Auge des Lesers viel bietet. Sollte Bernhard H. Bonkhoff das 70. Lebensjahr erreichen – was natürlich alle Leser des „Westens“ herzlich wünschen –, dann ist sicherlich in zehn Jahren eine Festschrift des Titels „Vestigia III“ zu erwarten. Möchten das Elsaß und Lothringen auch darin wiederum vertreten sein!

Rudolf Benl

Die Elsässische Weinstraße feiert ihr 60jähriges Jubiläum

Ein Rebhang bei Reichenweier an der Elsässischen Weinstraße

Vor 60 Jahren, am 30. Mai 1953, wurde die Elsässische Weinstraße in Gegenwart des Ministers Pierre Pflimlin sowie zahlreicher Abgeordneter und Senatoren, Vertreter staatlicher Behörden und ausländischer Botschafter feierlich eingeweiht.

Die 170 km lange Strecke führt von Marlenheim aus an rund 50 Weinorten vorbei bis nach Thann. Am Tag der Einweihung gab es zwei offizielle Festzüge, der eine zog von Marlenheim nach Süden, der andere von Thann nach Norden. Die Orte, durch die sie kamen, waren mit Fahnen, Tannenmaien und Triumphbögen geschmückt. Einwohner in Trachten sangen und tanzten. In Drei Ähren (Trois Épis) westlich von Colmar trafen die beiden Züge dann zusammen, und ein Bankett vereinigte alle Festtagsteilnehmer. Das eindrucksvolle Finale fand im Kaufhaussaal zu Colmar statt. Einige Teilnehmer, darunter Pierre Pflimlin sowie der Botschafter Dänemarks, Waerum, und der Botschafter von Irland, Murphy, wurden als Ehrenmitglieder in die Weinbruderschaft „Confrérie St. Étienne“ aufgenommen, wobei sie schwören mußten, elsässische Weine zu trinken und zu verteidigen.

(Nach: Médard Barth: Der Rebbau im

Elsaß und die Absatzgebiete seiner Weine, Strasbourg und Paris 1958.)
Im Jubiläumsjahr 2013 werden viele unterschiedliche Veranstaltungen angeboten, die vom CIVA – Comité interprofessionel des vins d'Alsace (Überberuflicher Ausschuß für die elsässischen Weine), der Region Elsaß und departementalen Tourismusverbänden unterstützt werden: u. a. fünf besondere Weinstrecken, Radtouren, eine Schatzsuche, Musik, Spiele für jung und alt. Anfang Juni fand auf der Straße zwischen Bergheim und Kestenholz ein „Slow up" statt. Für Motorfahrzeuge war die Strecke an diesem Tage gesperrt und Fahrrädern, Tretrollern, Rollschuhen usw. vorbehalten. Um den berühmten elsässischen Weißwein zu ehren, wurden die Gäste gebeten, möglichst in weißer Kleidung zu erscheinen.
Am Sonntag, dem 28. Juli 2013, werden die zehn elsässsischen Weinbruderschaften in Begleitung der elsässischen Weinkönigin, Amélie Baril, und ihres Gefolges an der 11-Uhr-Messe im Straßburger Münster teilnehmen und sich anschließend im Festzug zum Broglieplatz bewegen.
Bei den verschiedenen Veranstaltungen kommt natürlich auch die Kultur nicht zu kurz: In der Kunst und der Literatur fehlen bekanntlich der Wein und die Rebe ja nicht!

Der Bauernkrieg im Elsaß

Vom 7. Oktober bis zum 3. Dezember 2012 hat im Zaberner Rohan-Schloß eine Ausstellung von rund 40 Gemälden, Graphiken, Pastellbildern und Zeichnungen des Künstlers Gerhard Krimmel zum Thema „Der Bauernkrieg im Elsaß" stattgefunden. Auch Zabern hatte bei den Auseinandersetzungen schwer zu leiden. 1525 fiel die Stadt in die Hände der aufständischen Bauern, die sich unter Erasmus Gerber (aus Molsheim) dort festsetzten und vom Herzog von Lothringen belagert wurden. Als dieser ihnen im Falle ihres Abzugs das Leben und freies Geleit versprochen hatte, wollten sie die Stadt verlassen, wurden dabei jedoch überfallen und niedergemetzelt. Auch viele Einwohner der Stadt kamen damals um.
(Siehe dazu: Das Reichsland Elsaß-Lothringen. Teil 3: Ortsbeschreibungen, Straßburg 1901–1903.)
Der evangelische Pfarrer, Religionsphilosoph und Dichter Carl August Candidus, 1817 in Bischweiler geboren, 1872 in Feodosia auf der Krim gestorben, hat darüber das folgende Gedicht verfaßt:

Die Bauern wollten Freie sein,
Das nahm ein schlecht Gelingen!
Schenkt rothen Wein,
schenkt blutroth ein,
Dann will ich das Lied euch singen.

Die Bauern wollten Freie sein,
Sie thäten zusammen sich raffen,
Sie sagten's der Stadt in's Gesicht hinein,
Den Herren und den Pfaffen.

Den Bundschuh haben sie aufgericht't –
„Ach Gott, was ist das für ein Wesen,
Wir können vor den Edeln nicht
Noch vor den Pfaffen genesen!"

Und haben sich zusammengethan,
Das nahm ein schlecht Gelingen!
Es zog mit seinen Rotten heran
Der Herzog von Lotharingen.

Zu Lupstein war die erste That,
Da fielen viertausend Bauern;
Drauf sechzehntausend durch Verrath
Zu Zabern vor den Mauern.

Zu Dambach, wo die Kapelle steht,
Da liegen sechstausend begraben;
Und wo der Wind zu Ensen weht,

Zeitgenössische Bauernkriegsdarstellung.

Die Henker gerichtet haben.
Drauf baute man wieder im ganzen Land
Die zerstörten Klöster und Schlösser.
O Bauernstand, du armer Stand!
Nun drückten sie erst besser.

O Ittel Jörg, du freier Muth,
Du wackerer Schultheiß von Rosen,
Zu Straßburg, ach, da ist dein Blut,
Dein theures Blut geflossen!

Es geh'n vom Bauernkrieg sofort
Im Elsaß die blutigen Sagen.
Darum die Bauern alle dort
So rothes Brusttuch tragen.

Ach, wie das Brusttuch euer roth,
So habt ihr die Freiheit geliebet!
Und wie das Herzblut euer roth,
So habt ihr sie geliebet!

Aus: Gedichte eines Elsässers, Straßburg 1846.
Das Bändchen ist anonym erschienen.

Ensen = Ensisheim
Rosen = Rosheim

Der Dichter Raymond Buchert

Vor 120 Jahren, am 3. Februar 1893, wurde Raymond Buchert als Sohn eines städtischen Angestellten in Straßburg geboren. Er absolvierte das Lehrerseminar in Freiburg i. Br. und war dann kurze Zeit im Schuldienst tätig. Im Ersten Weltkrieg wurde er im Dezember 1914 eingezogen und kämpfte in den Karpathen, in Galizien, Flandern und Frankreich. Im September 1918 kam er in der Champagne in französische Kriegsgefangenschaft und wurde als Elsässer in das französische Heer aufgenommen.

Nach dem Kriege übte er noch für kurze Zeit den Lehrerberuf aus und trat dann in die Dienste der Eisenbahnverwaltung. In den frühen 20er Jahren begann auch seine literarische Tätigkeit. Er verfaßte Theaterstücke und Gedichte im elsässischen Dialekt und in der deutschen Schriftsprache, übersetzte auch französische Lyrik (Baudelaire und Verlaine) und gab Anthologien heraus. Mit René Schickele stand er in enger Verbindung. Als der Maler, Graphiker und Schriftsteller Henri Solveen die Schriftstellerorganisation L'ARC gründete, trat er ihr sofort bei. Ebenso zählte er von Anfang an zu den Mitarbeitern der „Straßburger Monatshefte" Friedrich Spiesers. Ohne sich je politisch zu engagieren, bezog er Stellung zu den Problemen der Heimatsprache.

1940 seines Dienstpostens bei der Eisenbahn enthoben, wurde er Lektor im privaten Hünenburg-Verlag Spiesers und arbeitete daneben für den Straßburger Rundfunk. 1946 mußte er sich dann vor der commission d'épuration der französischen Eisenbahnverwaltung verantworten, ehe er wieder die alte Arbeit aufnehmen konnte. Daß er 1940 von den deutschen und 1946 von den französischen Behörden wegen politischer Unzuverlässigkeit vor den Kadi zitiert wurde, schmerzte ihn sehr. Er schrieb dazu in sein Tagebuch: „Du armes Grenzland! Was suche ich hier? So sehr kann einem die Heimat zum Ekel werden".

1955 ging er in den Ruhestand, den er in Straßburg verbrachte. Als Dichter geriet er in der Nachkriegszeit weitgehend in Vergessenheit. 1964 veröffentlichte er im Dreiländer-Verlag Todtmoos, Basel, Mülhausen ein letztes Gedichtbändchen. Er starb am 6. Mai 1968 während eines Aufenthalts in Menton (Alpes-Maritimes) und wurde in Zabern beigesetzt.

Daß er als Dichter heute wieder bekannter ist, ist vor allem Professor Adrien Finck zu verdanken, der im Jahre 2001 eine Neuauflage von Bucherts „Sätzli üs mim Ländel" herausgab. Außerdem würdigte er ihn ausführlich in der „Revue Alsacienne de Littérature" (Nr. 77 [2002]) und in der Zeitschrift der Schickele-Gesellschaft „Land un Sproch" (Nr. 147 [2003]). Der „Westen" berichtete in der Nummer 4 des Jahres 2002 über Buchert .

amg

Bucherts Werke:

Die singende Flamme, 1923;
Der Hausflur der göttlichen Kämpfe. Ein Gedichtzyklus, 1925;
Gerechtigkeit. Tragikomödie in Straßburger Mundart, 1927;
Neue Fahrt. Anthologie elsaß-lothringischer Nachkriegslyrik, 1929;
Sätzli üs mim Ländel. Gedichte in Straßburger Mundart, 1933;
Drei Lyriker sprechen (Friedolin Niedhammer, Raymond Schneider, Raymond Bucher), 1933;
Die Gebete der Erfüllung, Gedichtzyklus, 1938;
Die Frucht. Elsässische Lyrik der Gegenwart, 1941;
Gedichte, 1943;
Doch die Gestirne läuten, 1964.

Zu Straßburg am Thomasstaden
(Ein Gedicht von Raymond Buchert)

Schläft in den Gassen noch der Winter dürr und fahl,
Hat längst an diesem träumerischen, stillen Staden,
Der an der Ill sich breitet wie ein helles Tal,
Der Frühling warm und wohlig sich zu Gast geladen.

In den gewölbten Fensterscheiben, immer klar,
Und auf den blanken Türbeschlägen dieser Häuser
Verspielt die Sonne ihre Kraft das ganze Jahr,
Und alles Leben scheint hier lieblicher und leiser.

Vom Thomasstift, dem ernstdurchwobenen, bis hin
Zum Hotel Geist, wo Goethe sich und Herder fanden,
Webt heute noch der würdevoll gediegne Sinn
Aus Straßburgs Zeiten, die in Blüte standen.

Hier ruhn die Tage scheinbar ohne Wunsch und Ziel,
Wenn von Sankt Ludwigs nahem Turm die Glocken klingen,
Und vom Rhineckel schallt der Kinder lautes Spiel:
Das scheint aus einer andern Welt in dieses Reich zu dringen.

Das „vergessene Regiment“ und die Handschriften einer Klosterbibliothek

Am 21. Februar 2013 veranstalteten die katholische Kirchengemeinde und die Vereinigung der Freunde des Museums Westercamp im Foyer St. Peter und Paul in Weißenburg (Wissembourg) einen spannenden Vortragsabend. Nach der Begrüßung der rund 100 Zuhörer durch die Vorsitzende der Vereinigung, Charlotte Walter-Schimpf, hielt der Ehrenpräsident des „Souvenir français“, Auguste Muller, einen Vortrag über die Geschichte des Infanterie-Regiments „Markgraf Karl“ (7. Brandenburgisches) Nr. 60, das in der Reichslandzeit von 1871 bis 1918 in Weißenburg stationiert war und im Durchschnitt 2 000 Mann zählte. Für den Handel und das Gewerbe war seine Anwesenheit natürlich von großem Vorteil. Die jungen Männer Weißenburgs und der umliegenden Dörfer war auch sehr stolz, wenn sie in diesem Regiment dienen konnten, das sich im 1. Weltkrieg im Dienst des Kaisers an zahlreichen Fronten auszeichnete. Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges zählte das „60er“ sogar 4 000 Mann, von denen die meisten dann den Tod fanden.

Auguste Muller machte übrigens eine überraschende Entdeckung. In der Nähe des thüringischen Städtchens Bad Frankenhausen, das am Südrand des Kyffhäusergebirges liegt, noch genauer ausgedrückt: nördlich von dem Ort Rathsfeld, gibt es ein zu Ehren der tapferen Unterelsässer, die in diesem Regiment dienten, errichtetes Gefallenendenkmal. Dieses trägt die Aufschrift „Weissenburg“. Nach dem Waffenstillstand vom November 1918 und den für Deutschland sehr harten Waffenstillstands- und Friedensbedingungen wurden alle Verbindungen zwischen der Stadt Weißenburg und dem Regiment bzw. dem, was davon nach der Errichtung der auf 100 000 Mann beschränkten Reichswehr übriggeblieben war, abgeschnitten. Demobilmachungsort des Regiments war Staßfurt in der preußischen Provinz Sachsen. In der Reichswehr war die 8. Kompanie des II. (Preußischen) Bataillons des 16. Infanterie-Regiments in Hannover der Traditionstruppenteil. Die drei erhaltenen Fahnen des Regiments werden heute im Deutschen Historischen Museum zu Berlin aufbewahrt. Im zweiten Vortrag fesselte der Archivar, Historiker und Autor Bernard Weigel die Zuhörer durch die Vorstellung der Weißenburger Handschriften, die einstmals Eigentum des in Weißenburg wirkenden Klosters gewesen waren. Es herrschte eine fast religiöse Stille im Saal, als einige zum Teil reich geschmückte Seiten mit lateinischen oder deutschen Texten gezeigt wurden, die zum Kulturgut Weißenburgs gehören. Es handelte sich dabei um den Mönch Otfried und sein Evangelienbuch, eine der frühesten großen Dichtungen in deutscher Sprache, aber auch um so gelehrte Schreiber wie Adalland und Waldmann, Verfasser wahrer Meisterwerke, die im 8. und im 9. Jahrhundert in Weißenburg entstanden sind! Rund einhundert dieser Handschriften befinden sich heute in der Herzog-August-Bibliothek in der niedersächsischen Stadt Wolfenbüttel. Zum Schluß rief Bernard Weigel alle diejenigen, die sich für die Stadt und ihre Geschichte interessieren, auf, alles zu unternehmen, was zur Wiedereröffnung des seit einiger Zeit geschlossenen Museums Westercamp beitragen kann.

(Auf der Grundlage eines am 6. März 2013 in den „Dernières Nouvelles d’Alsace“, Section Wissembourg, erschienenen Artikels von J.-P. Ziegler.)

Das nahe dem nordthüringischen Ort Rathsfeld errichtete Denkmal für die Gefallenen und Vermißten des Infanterie-Regiments „Markgraf Karl“ (7. Brandenburgisches) Nr. 60 mit Garnisonsstandort Weißenburg im Unterelsaß

IMPRESSUM

DER WESTEN

ISSN 0179-6100

Herausgeber:
Arbeitsgemeinschaft „Der Westen“, bestehend aus der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung (hervorgegangen aus dem Bund der Elsässer und Lothringer e.V. und dem Bund Vertriebener aus Elsaß-Lothringen und den Weststaaten e.V.) sowie der Erwin von Steinbach-Stiftung

Geschäftsstelle:
Oda Ertz,
Reuchlinstraße 14b,
75015 Bretten, Deutschland
Telefon: (0 72 52) 77 93 67
E-Post: oda.ertz@gmx.de

Sonderkonto:
Gesellschaft der Freunde und Förderer der Erwin von Steinbach-Stiftung e. V.,
Sparkasse Kraichgau
Kontonummer: 17 37 10 06
BLZ: 66 35 00 36

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Dr. Rudolf Benl

Grafik & Satz:
sdt Erfurt

Druck & Vertrieb:
Turtschan und Gloria GbR,
Am Angerberg 5,
99094 Erfurt, Deutschland

Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers. Einsender von Manuskripten u.ä. erklären sich mit der redaktionellen Bearbeitung einverstanden. Keine Haftung für unverlangte Einsendungen. Alle Angaben ohne Gewähr. „Der Westen“ wird allen Mitgliedern ohne besondere Bezugsgebühr geliefert.

Historische Kirchenfenster zu besichtigen

Seit Herbst 2012 befinden sich im Straßburger Frauenhausmuseum (Musée de l'Œuvre Notre-Dame) zwei Glasfenster des 13. Jahrhunderts, die aus der ehemaligen Dominikanerkirche stammen. Die 1254 bis 1260 erbaute dreischiffige Basilika wurde in der Reformation evangelisch und war nach der 1681 durchgeführten Rekatholisierung des Münsters die evangelische Hauptkirche in Straßburg. 1870 wurde sie bei der Beschießung der Stadt zerstört und nicht wieder aufgebaut. An ihrer Stelle steht die heutige „Neue Kirche" (Temple Neuf). Als im vergangen Jahr zwei Glasfenster der alten Kirche auftauchten und versteigert werden sollten, legten viele Spender dafür Geld zusammen. Der französische Staat machte dann von seinem Vorkaufsrecht Gebrauch und übergab die beiden wertvollen Denkmäler alter Glasmalerei der Stadt Straßburg.

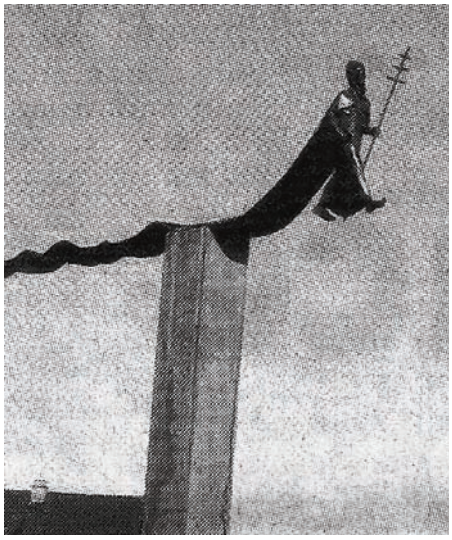
Dinah Faust geehrt

Die 1926 in Berlin geborene Schauspielerin und Autorin Dinah Faust *(Foto: Claude Truong-Ngoc)*, Witwe Germain Mullers, wurde im Oktober 2012 zur Ehrenbürgerin ihres Wohnorts Schiltigheim ernannt. Bürgermeister Raphael Nissand überreichte ihr eine Medaille und die Urkunde. Sie war u.a. in den Fernsehserien „Tatort – Tod eines Einbrechers" (1975) sowie „Die Elsässer" (1996) zu sehen.

Eine „hochprozentige" Straße durchs Elsaß

Das Elsaß hat seit kurzem eine Branntweinstraße (la route des eaux-de-vie). Sie führt im Weilertal von Diefenbach nach Steige, wo sie im Herbst 2012 vom Präsidenten des elsässischen Regionalrats, Philippe Richert, und der aus dem Sundgau stammenden Miss France, Delphine Wespiser, eingeweiht wurde. An dieser Straße liegen die drei großen Brennereien Massanez, Meyer und Nusbaumer.

Papstdenkmal in Egisheim



In Anwesenheit des Weihbischofs der Erzdiözese Straßburg Christian Kratz, des Abgeordneten Jean-Louis Christ, des Regionalrats Jacky Cattin, des Generalrats Lucien Muller, des Egisheimer Bürgermeisters Claude Centlivre und der Vorsitzenden der Association du Millénaire du Pape Léon IX. Marie-Léonce Ling wurde am 19. August 2012 in Egisheim eine Statue zu Ehren Brunos von Egisheim (1002–1054), des späteren Papstes Leo IX., eingeweiht.
Merkwürdigerweise hatte der Straßburger Bischof Grallet die Zeit nicht übrig. Zur Eröffnung der Moschee in Straßburg-Heyritz, zwei Monate später, war er dagegen anwesend (siehe den Bericht im Heft 3/4 2012). Das Denkmal aus Beton und Bronze, das den Papst in der Luft schreitend darstellt, ist ein Werk des Colmarer Bildhauers Jean-Luc Schické.

Frauen und Trachtenhauben

Um „Frauen und Trachtenhauben" (des femmes et des coiffes) ging es in einer Ausstellung, die bis Mitte Mai 2013 in der „Maison du Kochersberg" in Truchtersheim zu sehen war.
Die Sitte, den Kopf zu bedecken, stammt aus dem frühesten Altertum. Zunächst wohl vor allem als Witterungsschutz getragen, wurde die Haube dann später ein wichtiger Bestandteil der weiblichen Tracht. So galt sie damals auch als Zeichen der verehelichten Frau: Unter die Haube kommen = heiraten. Es gab sie in zahlreichen Formen und Farben. Das „Wörterbuch der elsässischen Mundarten" (bearbeitet von Ernst Martin und Hans Lienhart, Straßburg 1899), führt 18 Bezeichnungen für Hüte und 30 für Kappen an, z.B. Schlupfkapp (Haube mit Flügelschleife), Läpplekapp (mit Lappen für die Ohren), Bodenkapp (weiße Nachthaube der Frauen), Schneppenkapp (Haube der verheirateten Frau), Huchelkapp (am vorderen Rand gefältet).